

VIII.

Der Todte zu Hof.

Wehe dem, den Amor zum Spielwerke seiner Tauten wählt! Sein Schicksal gleicht den Leiden eines armen Vogels, der in die Gewalt eines unartigen Kindes gerieth. Es liebkoset ihn anfangs; aber bald rupft es ihm Federn aus, bindet ihn an einen Faden, stuzt ihm die Flügel und quält ihn zu Tode.

Folgende Geschichte wird dieses Gleichniß erläutern.

Der Herzog Roderigo von Girona, der vor undenklichen Jahren in Spanien lebte, ward allgemein wegen seines Reichthums und seiner übrigen angenehmen Verhältnisse für einen der glücklichsten Menschen gehalten. Man beneidete ihm besonders seine junge, schöne Gemahlin, die Krone der Frauen von Madrid. Doch vergebens baute ihm das Geschick einen Himmel auf Erden. Er verirrete sich in die Hölle der Eifersucht und litt Pein in ihren Gluthen.

Allerdings hatte die reizende Frau viel geheime Verehrer; aber sie schmachteten nur in der Ferne, weil der feurige Herzog die Ehre seines Hauses mit flammen-

dem Schwerte bewachte. Er wies einige kühne Paladine, die ihr zu nahe treten wollten, tapfer zurück. Das verbreitete Schrecken, und man scheute sich nachher vor dem furchtbaren Manne und seinen Argusaugen. Doch was Fürsten und Ritter nicht mehr wagten, dessen unterfing sich — ein Mönch.

Der Palast, den der Herzog in Madrid bewohnte, lag in einer etwas einsamen Gegend und gränzte mit den weitläufigen Gebäuden eines ansehnlichen Franziskanerklosters. In diesem nahm einst ein junger Ordensbruder aus Salamanca sein Absteigequartier, um Gastpredigten in der Hauptstadt zu halten. Pater Isidor — so hieß er — war ein Mann von Geist und als Kanzelredner berühmt. Auch sein Körper bezeichnete ihn als einen Günstling der Natur. Man konnte seine hohe, herrliche Gestalt nicht sehen, ohne sie zu beklagen, daß sie in eine unförmliche Mönchskutte gebannt war. Er that indessen sein Möglichstes, sie aus ihrer düstern Umgebung trefflich hervorleuchten zu lassen. Mit allen Puzkünsten der Bierlinge seiner Zeit gründlich bekannt, schmückte er sich wie der eitelste Geck. Seine Klostergefelln nahmen daran ein Vergerniß und ließen ihn bei jeder Gelegenheit ihren Unwillen empfinden; doch das kümmerte ihn wenig. Er fand sich durch Frauengunst für Mönchshaß reichlich entschädiget.

Verschiedene seiner Liebesabenteuer in Salamanca waren dem Guardian seines Klosters zu Ohren gekommen. Das bewog den strengen Sittenmeister, ihn auf der Reise nach Madrid von einem Aufseher begleiten zu lassen. Er wählte dazu den Pater Sylvester, den steifsten Pedanten des Klosters. Dieser Murrkopf war Isidors bestiger Widersacher. Darum hoffte der Guardian,

daß er den jungen Ausschweifling scharf im Zügel halten werde.

Sie begaben sich mit einander auf den Weg. Die Klosterpforte war kaum hinter ihnen geschlossen, so öffneten sie den Mund, um sich zu zanken. Diesen Zeitvertreib setzten sie bis Madrid fort. Isidor sprach und scherzte mit jedem artigen Mädchen, das ihnen begegnete. Der finstere Hofmeister schalt darüber. Er ward, wie billig, verlacht und verispottet. Das verdroß ihn; er troßte auf die ihm übertragene Gewalt, und unterstand sich einst sogar, seinen Untergebenen wie ein zorniger Schulmeister auf die Finger zu klopfen, als er eben die blühenden Wangen einer jungen Dirne liebevoll berühren wollte. Der dadurch gestörte zärtliche Wangenschlag verwandelte sich nun in einen schmetternden Backenstreich, den der Mentor empfing. Die Folge war ein Handgemenge, in welchem Isidor die Oberhand gewann. Der Besiegte schwor in seinem Herzen, sich nachdrücklich zu rächen.

In dieser Stimmung kamen sie nach Madrid, kehrten in jenem Kloster ein, bezogen jedoch abge sonderte Zellen, weil sie sich nicht bei einander vertragen konnten. Dieser Trennung ungeachtet fuhr Sylvester fort, sein Aufsieheramt nach Möglichkeit zu verwalten.

Er setzte vor allen Dingen einen hämischen Klagebericht an den Guardian auf. Aber die nächsten Tage lieferten seiner Feder keinen neuen Giftstoff. Isidor, mit Ausarbeitung einer Predigt beschäftigt, hielt sich eingezogen in seiner Zelle, und bestieg bald darauf die Kanzel.

Der Ruf seiner Beredsamkeit war ihm vorangegangen und hatte die Kirche gefüllt. Man versprach sich

ein Meisterstück. Der ruhmbegierige Franziskaner war auch ganz darauf vorbereitet, die Erwartung nicht zu täuschen. Mit dem zierlichsten Anstande betrat er den Rednerstuhl und begann seinen Vortrag. Aber er hatte kaum fünf Minuten lang durch seiner Stimme melodischen Ton die Zuhörer entzückt, als er plötzlich mit verwandelter Gesichtsfarbe den Faden der Rede verlor und stammelnd nicht wußte, was er sagen wollte.

So aus der Fassung brachte ihn die Ankunft der schönen Herzogin von Girona, die jetzt der Kanzel gegenüber in einem erhöhten Betzimmer erschien. Ihr Anblick wirkte auf ihn wie ein lähmender Zauberschlag. Der geistvolle Mann gab der staunenden Versammlung das klägliche Schauspiel eines verblüfften Dummkopfs. Er schnappte mit offenem Munde wie ein Fisch nach Luft und hustete ängstlich, um seine Verwirrung zu bemänteln und Zeit zur Besinnung zu gewinnen. Umsonst! er fand sich nicht wieder ins rechte Gleis. Es half ihm sogar nichts, daß er zum Concept der Predigt seine Zuflucht nahm. Er war gleich einer in die Sonne blickenden Gule vom Glanze der Schönheit völlig geblendet, und die Buchstaben auf dem Papiere wimmelten vor seinen Augen wie Ameisen durch einander. Doch stumm konnte er auf seinem Posten nicht bleiben; er stotterte also ein Galimathias hervor, das selbst die alten Mütterchen auf den gemeinen Kirchenstühlen für ein elendes Gewäsch erklärten. Noch unzufriedener waren mit ihm die höheren Klassen. Einige junge Schulsüchse, die sich mit Griffeln in der Hand unter der Kanzel gelagert hatten, um den erwarteten Honigstrom seiner Lippen in ihre Schreibtafeln zu leiten, sprangen mit frechem Geräusch auf und liefen hohnlachend aus dem Tempel. Andere

unartige Leute durchbohrten ihn gleichsam mit den Augen, zuckten verächtlich die Achseln und plauderten zwanglos mit ihren Nachbarn, um öffentlich zu zeigen, daß er ihnen lange Weile machte. Kurz, er sah und hörte um sich her nichts als Ausbrüche der Ungeduld und des Mißvergnügens.

Er wäre allenfalls des verfehlten Beifalls der großen Menge ohne vielen Kummer verlustig gegangen, hätte er sich nur als möglich denken können, daß er der Einzigen gegenüber gefalle. Aber wie vermochte seine zerüttete Seele diese Hoffnung zu fassen? Er stand als ein gar zu jämmerlicher Stümper vor seiner Göttin; sie mußte ihn wie der übrige Troß verachten. Dieses Gefühl zerknirschte ihn ganz. Er wünschte sich auf der Stelle den Tod. Aber die edle Herzogin zeigte sich als eine Frau von feiner Bildung und Herzensgüte. Weit entfernt, den unglücklichen Prediger durch eine spöttische Miene zu kränken, sah sie mit der Sanftmuth eines Engels bescheiden vor sich nieder; und als sich die hinter ihr stehende Dienerschaft erlaubte, über den geistlichen Wirwar leise zu kichern, wies sie das ungezogene Völkchen durch einen strafenden Blick zur Ruhe.

Isidor bemerkte diese schonende Huld. Sie goß Balsam in sein wundes, von Angst und Scham zerrissenes Herz, und er versäumte nicht, sich dafür erkenntlich zu bezeigen, als er die glühenden Kohlen verließ, auf welchen er eine halbe Stunde gestanden hatte. Er beugte sich gegen die Herzogin so tief, daß die Spitze seiner Adlersnase das Kanzelpult berührte; und so trat er ab, ohne die Gegenden der Kirche, wo die Spötter saßen, eines Scheideblicks zu würdigen. Mit gesenkten Augen,

als ob er die Pflastersteine zählte, floh er in seine Zelle, und schloß einem Mönch, Namens Urban, der ihm als dienender Bruder zugeeilt war, sein Herz auf. Nach einem freimüthigen Geständniß, daß er auf der Kanzel wenig Ehre eingelegt hatte, schilderte er die Urheberin dieser Verwirrung mit der Leidenschaft glühendsten Farben, und brach zuletzt in Klagen aus, daß er ihren Namen nicht wisse.

„Wer kann's anders gewesen seyn, als die Herzogin von Girona?“ sagte Urban. „Eure Beschreibung paßt in ganz Madrid nur auf sie.“ —

„O, daß es eben eine Herzogin seyn muß!“ seufzte Isidor. „Ich wollte, sie wäre eine arme Bürgerin, damit ich mich furchtlos ihr nahen und ihr sagen könnte, daß ich sie liebe.“

Unruhig ging er auf und ab. Sein Blick fiel in einen Wandspiegel. Er blieb stehen, betrachtete mit Selbstgefallen seine Gestalt und faßte Muth. „Freund,“ sprach er, „ich bin entschlossen, mit der Herzogin Bekanntschaft zu machen.“

„Schlagt Euch diesen Gedanken aus dem Sinne!“ rief Urban. „Eine Fürstin, und besonders eine solche Fürstin, ist kein Bissen für einen Mönch.“

„Die Mönche sind verschieden, mein Freund!“ versetzte Isidor mit stolzem Hohnlächeln. „Die Rose und das Angerblümchen sind Blumen; aber welcher Unterschied! — Ich hoffe, du verstehst mich, wenn du nämlich gesunde Augen und einen Begriff von männlicher Wohlgestalt hast.“

Urban erstaunte über die Eigenliebe des Menschen und schüttelte schweigend den Kopf.

„Ich werde natürlicher Weise nicht ungeschickt zu

Werke gehen," fuhr Zädor fort. „Es scheint mir der anständigste Weg, mich durch einen Brief bei der Herzogin einzuführen.“

Er wartete auf eine beifällige Antwort; doch Urban blieb bei seiner stummen Geberdenprache.

„Ewiger Kopfschüttler!" fuhr Zädor auf. „Du kennst die Weiber nicht! Mögen sie Königinnen oder Hirtenmädchen seyn, man läuft keine Gefahr, wenn man ihnen sagt, daß sie schön sind. — Dieie Gunstangel will ich auch bei der Herzogin getrost auswerfen und ihr ungefähr in folgenden Ausdrücken schreiben: Gnädigste Frau, ich war heute auf der Kanzel so unglücklich, Ew. Hoheit Ohren zu beleidigen. Mich entschuldigt nichts, als daß ich durch den Wunderglanz Ihrer überirdischen Schönheit in das Irrgewinde meines Vortrags gerieth. Dieser Umstand erhebt meinen Fehler zu einer Tugend; doch bin ich so lange trostlos, bis ich unmittelbar aus Ihrem Munde ein holdes Wort der Begnadigung vernommen habe. — Nun, Freund Urban, was meinst du? Müßt' es nicht ein steinernes Weib seyn, das solchen Schmeicheleien widerstehen könnte? — Ich wette, daß ich Zutritt erhalte, und dann gibt sich das Uebrige von selbst." —

Urban schwieg verstockt. Zädor brüstete sich wieder vor dem Spiegel, forderte feines Papier und ermahnte den stummen Mönch, sich bereit zu halten, daß er den Brief, sobald er geschrieben sey, in den herzoglichen Palast tragen könne.

„Sucht Euch einen andern Boten!" sprach Urban mürrisch. „Ich danke für diesen Auftrag, wenn Ihr mich auch mit der päpstlichen Krone dafür belohnen könntet.“

„Warum versagst du mir einen so leichten Freundschaftsdienst?“ fragte Isidor.

„Weil der Herzog ein Teufel von Eifersucht ist;“ antwortete Urban. „Ich möchte mich von ihm nicht um alle Schätze der Welt mit einem Briefchen an seine Gemahlin ertappen lassen. Er bliese mir auf der Stelle das Lebenslicht aus, und Euch erging' es nicht besser. Ein Paar arme Mönche niederzumetzeln, wär' ihm ein Kleines, und es krächte wahrlich! kein Hahn darüber, denn der Herzog ist reich und ein Liebling des Königs.“

Isidor lachte über diese Warnung und wies den ehrlichen Urban aus der Zelle, um ungestört schreiben zu können. Es glückte ihm auch, als der Brief fertig war, ein verschlagenes Weib zu finden, das die gefährliche Botschaft übernahm und sie als wandernde Modehändlerin ausführte.

Die Herzogin erbrach das ihr eingehändigte Schreiben in der Erwartung eines gewöhnlichen Almosenbittens. Kaum aber ersah sie aus dem zärtlichen Inhalte, daß hier ein anderer Wunsch die Feder geführt hatte, so legte sie das Blatt erröthend aus der Hand und sagte mit gemäßigtem Unwillen: „Wie komm' ich zu diesem Briefe? Es muß ein Irrthum vorgegangen seyn. Ich verbitte dergleichen Zuschriften, die für den Sender und Ueberbringer schlimme Folgen haben könnten.“ — Hiermit befahl sie der verstummten Gelegenheitsmacherin, sich zu entfernen und den Palast nicht wieder zu betreten.

Voll Ungeduld lauerte der verliebte Mönch auf die Rückkunft seiner Botin, und sein Dünkel sicherte ihm die erfreulichsten Nachrichten zu. Als er aber die unholde Ausnahme des Schmeichelbriefes erfuhr, stand er

bleich und starr wie ein Landmann vor seinem Felde, wo er die Hoffnung einer nahen goldenen Ernte durch Hagelstürme vernichtet sieht. —

Isidors Bestürzung dauerte jedoch nur wenige Minuten. Die treue Eigenliebe griff seinem sinkenden Muth unter die Arme und stellte ihn wieder fest auf die Füße. So ermannt, haderte der geistliche Stuzer mit sich selbst. „Dummkopf!“ sprach er, „du hast die Sache falsch angegriffen und dir bloß dadurch einen schiefen Erfolg zubereitet! Wie konntest du erwarten, durch todte Buchstaben zu siegen? Geh, zeige dich selbst! Die Herzogin sah dich bis jezt nur im engen Gefängniß der Kanzel und in der Jammergestalt eines bedrängten Schulknaben, der seine Lektion nicht auftragen kann. Wie war's möglich, ihr in diesem Nothstande zu gefallen? Aber auf der Straße, vor den Fenstern ihres Palastes, wird das Ebenmaß deines Körpers und das freie Spiel deiner Glieder einen unwiderstehlichen Eindruck auf sie machen.“

Nach diesem Selbstgespräche kleidete er sich so nett als möglich, und ging auf Eroberung aus.

Mehr als fünfzig Mal des Tages durchstrich er die Straße der Geliebten und blickte mit unverwandten Augen nach der langen Spiegelreihe ihrer Fenster empor. Zur Abwechslung stand er auch Stunden lang an den Ecken der Quergäßchen, um die Dame seines Herzens ausfahren zu sehen und ihr einen Gruß in den Wagen zu werfen. Die Nachbarschaft und der herzogliche Thürsteher zogen den unermüdeten Pflastertreter und Ekenwächter bald in Betrachtung und machten allerlei Glosfen über ihn; aber die Herzogin, der des Gemahls Eifersucht nur selten einen kurzen Aufenthalt am Fen-

ster vergönnte, übersah in diesen Momenten den rastlosen Straßenläufer um so mehr, da sie ihn in der Kirche kaum angeblickt hatte und sich seiner Gestalt nicht mehr erinnerte.

Erst nach zwei oder drei Tagen war er so glücklich, einen flüchtigen Strahl ihrer Augen auf sich deuten zu können. Er blieb stehen und machte eine Verbeugung, die sich wegen ihrer außerordentlichen Tiefe und langen Dauer ungemein poetisch ausnahm. Die Herzogin konnte sich eines unwillkürlichen Lächelns nicht enthalten, und trat mit einer leichten Kopsneigung vom Fenster zurück, indem ihr eben ein neuer Bückling, der seinem Vorgänger nichts nachgab, zugefertiget wurde. Der höfliche Mönch richtete langsam sein Haupt von der Erde wieder auf, sah den Polarstern seiner Wünsche verschwunden und gerieth darüber in ein kleines Schrecken; doch das vorher bemerkte Lächeln und Danknicken schien ihm durch die vergrößernde Brille der Eigenliebe so wichtig und glückverkündend, daß er zum Anfange damit zufrieden zu seyn beschloß. Er flog ins Kloster, mit der süßen Erwartung, bald einen Ruf in den Palaß zu erhalten.

Und den erhielt er wirklich! Aber man höre, wie das zging.

Sylvester, der ihn bisher nicht aus den Augen gelassen hatte, sah ihn auf der Kanzel mit Schande bestehen; doch die Ursache dieses angenehmen Vorfalles war dem Schadenfroh nicht klar, und er wollte und mußte sie wissen. Er kirkte deshalb Jüdors Aufwärter an sich und forschte ihn aus. Urban, ein unvorsichtiger Plauderer, entdeckte ohne Bedenken alles, was ihm bekannt war, um sich nur seiner weisen Warnung

vor dem eifersüchtigen Herzog rühmen zu können. Die Kunde von der Gemüthsart dieses Mannes erfreute den horchenden Hänke Schmied. Er suchte die Briefträgerin auf, verhörte sie, beobachtete Isidors Gänge, und war Zeuge seiner lächerlicher Reverenze. Frohlockend sah er sich nun im Besitz eines reichen Stoffes zu Ohrenbläseereien, wodurch er den Eifersüchtler in den Harnisch treiben konnte; und das zu thun, war sein brennender Vorsatz. Er bedachte zwar, daß ein solcher Schritt ernsthafte Folgen nach sich ziehen und von seinen Obern in Salamanca nicht gebilliget werden würde; denn der wohlgesinnte Guardian hatte ihn in der besten Absicht zu Isidors Ehrenbüter bestellt, und er handelte folglich den empfangenen Verhaltensbefehlen schnurstracks entgegen, wenn er den jungen Mann, den er vor Unfällen bewahren sollte, selbst hineinstürzte. Doch was half's, daß ihm ein guter Genius diese Vorstellungen zurief? Die Rache, sagt Shakespeare, ist tauber, als Ottern gegen die Stimme der Vernunft.

Sylvester wählte den dunkeln Weg, den die Verleumdung gern wandelt; er schrieb an den Herzog einen namenlosen Brief, worin er ein Körnlein Wahrheit unter einen Schwall boshafter Erdichtungen mischte.

Roderigo las diese Zuschrift mit glühenden Augen, stürzte fort zu seiner Gemahlin, hielt ihr in einer Hand des Verräthers Anklage, in der andern einen gezückten Dolch vor's Gesicht, und forderte mit schrecklichen Worten ein Geständniß des ihr angedichteten Liebeshandels. Die Schuldlose betheuerte die Reinheit ihrer Tugend; doch in der Todesangst gestand sie, einen verworrenen Brief von einem ihr unbekanntem Mönch erhalten zu haben.

Der Herzog drang auf Vorzeigung dieses Blattes. Es fand sich unglücklicher Weise noch unter ihren Papieren. Er durchlief es mit wilden Blicken, und befahl: sie solle den Mönch sogleich zu einer geheimen nächtlichen Unterredung in den Palast schriftlich einladen. Fußfällig, aber vergebens, hat sie um Schonung. Der Dolch zwang sie zum Gehorsam. Sie schrieb, was ihr der Wütherich in die Feder sagte. Isidor ward in schmeichelhaften Ausdrücken beschieden, sich mit dem Glockenschlage der eilsten Stunde an der Hinterpforte des Palastes einzufinden. Diese giftige Lockspeise überbrachte ihm ein vertrauter herzoglicher Diener; und eben derselbe empfing nachher in der Nacht, als Kammerfrau verkleidet, den verblendeten Thoren an der Pforte und führte ihn eine Schneckentreppe hinauf in ein schwachbeleuchtetes Gemach, wo er, dem Vorgeben nach, die Herzogin erwarten sollte.

Einsam träumte er sich fünf Minuten lang in ein Paradies der Liebe. Die seligsten und — letzten Augenblicke seines Lebens! Der Herzog und ein Mordgehülfe, der schon die Rollen des Briefträgers und der Kammerfrau gespielt hatte, stürzten ins Zimmer, warfen sich über den Unglücklichen her und erdroffelten ihn.

Sie hatten schon vorher im gehaltenen Blutrath beschloffen, was sie mit dem Leichnam beginnen wollten. Der Mordknecht trug ihn in einem Sacke nach dem nahen Franziskanerkloster, worin er jeden Winkel kannte. Er öffnete mit einem Nachschlüssel einen öden Hinterhof, setzte den Todten, als schließ' er, auf eine steinerne Bank, und schlich unbemerkt wieder zurück.

Aus diesem Hofe lief ein langer gewölbter Kreuzgang in das Innere des Klosters, und zunächst nach

den Gastzellen, von welchen jetzt Sylvester eine bewohnte. Es war, wenn er aus- und einging, sein gewöhnlicher Weg; und ein Besuch, den er an diesem Tage außerhalb des Klosters gemacht und bis gegen Mitternacht verlängert hatte, leitete ihn bald nach der Ankunft der Leiche dahin. Mit einer Laterne in der Hand durchschritt er ruhig den Hof; aber einige Schritte vor dem Kreuzgange erblickte er auf der hart daneben befindlichen Bank den ewigen Schläfer, beleuchtete ihn, und trat scheu zurück, als er sah, daß es Zsidor war. Er stellte sich vor, der so oft von ihm beleidigte Mönch habe hier feindlich auf ihn gelauert und sey über dieser Wegelagerung eingeschlafen. Nachsüchtig ergriff er einen großen Stein, warf ihn mit aller Macht dem Todten an den Kopf, und entfloß in den Kreuzgang.

In der Mitte desselben blieb er horchend stehn. Es wunderte ihn, daß er vom Hofe her keinen Laut hörte. Er ging sacht auf den Zehen zurück. Zsidents Körper, durch den Steinwurf von der Bank geschleudert, lag auf der Erde. Sylvester umschlich ihn, berührte ihn, und Schrecken durchbebte seine Glieder, als er ihn erstarrt fand. „O ich Unglücklicher, ich hab' ihn getödtet!“ rief er, die Hände ringend. „Gott und alle Heiligen, steht mir bei! Ich bin verloren — das ganze Kloster kennt unsere Feindschaft — des Mordes Verdacht fällt einzig auf mich!“ —

Rathschlagend, was er anfangen wollte, kam er auf den Gedanken, die Blutthat dem Herzog aufzubürden. Schnell entschlossen, belud er sich mit der Leiche, trug sie hin vor den Palast, legte sie im Säulengange nieder, und entkam glücklich, ohne daß ihn ein Auge gesehen hatte.

Unruhig wälzte sich indessen Roderigo auf seinem Lager. Die Rattern des Gewissens verscheuchten den Schlaf von ihm. Er sprang auf und befahl seinem Spießgesellen, am Kloster zu spähen und zu lauschen, ob er ungewöhnliche Bewegungen darin vernehme. Der Diener ging. Im Säulengange strauchelt er über den Leichnam. Er eilte mit Grausen zurück zu seinem Herrn und meldete ihm den schauderhaften Fund, der beiden ein schreckliches Räthsel war.

Sie sannnen mit einander auf ein neues Mittel, sich der Leiche zu entledigen. Der Diener schlug vor, sie im Garten hinter dem Palaste zu vergraben; allein der Herzog wollte sich diesen Lustort nicht durch ein Denkmal eines Verbrechens auf immer verleiden. Er drang auf Rath und That, den Ermordeten möglichst weit zu entfernen. Der verschlagene Diener gerieth nun auf den ungewöhnlichen Einfall, den Körper auf ein wildes Pferd zu binden und es dann ins Freie zu jagen. Der Herzog hatte in seinem Stalle einen jungen unbändigen Hengst, von dem man sich versprechen konnte, daß er, wenn man ihn ungezügelt laufen ließ, nicht in der Nähe bleiben werde; und ward er endlich aufgefangen, so wußte Niemand, in welchen Stall er gehörte, weil er erst Tages vorher von einem durchreisenden Kofhändler gekauft, und folglich der ganzen Hauptstadt noch unbekannt war.

Der Herzog billigte den Vorschlag, und gab zu dessen Ausführung dem Diener volle Gewalt. Dieser war ein so gefühlloser Unmenich, daß ihm nicht graute, mit blutigen Händen einen Scherz auszuführen. Er legte dem Leichnam, um ihn auf den Rücken des Renners in

aufrechter Stellung befestigen zu können, einen alten eisernen Harnisch an, hob ihn in den Sattel, und verband ihn durch Riemen und Stricke so haltbar mit dem Rosse, daß er wie der tüchtigste Reiter aussah. Dann setzte ihm der rohe Meuchler einen Helm mit geschlossenem Visir auf den Kopf, schnallte ihm noch zum Ueberfluß und aus Muthwillen eine Lanze an den rechten Arm, und vollendete so die Gestalt eines turnierfertigen Ritters.

Es war die leichteste Sache von der Welt, den geharnischten Todten ohne Aufsehen abzuenden. Roderigo's Palastgarten erstreckte sich bis an die Stadtmauer, und durch diese hatte der Herzog schon vor mehreren Jahren mit Erlaubniß des Königs eine Pforte brechen lassen, um bei Spaziergängen des Umwegs durch das Stadthor überhoben zu seyn. Der Hengst ward also den Garten entlang geführt, erhielt außerhalb der Pforte einige Peitschenhiebe, und stürmte brausend fort, als wolt' er den Wind überfliegen.

Indem man auf diese Weise geschäftig war, Sylvestern von aller Gefahr zu befreien, zitterte er in seiner Zelle vor Verhaftung und dem Blutgerüste. Die Phantasie der Angst ließ ihn von Zeit zu Zeit vor seiner Thür ein Getümmel von Schergen hören. Er glaubte diesen Schrecknissen nur durch eine schleunige Flucht entinnen zu können. Mit diesem Entschlusse ging er, als der Morgen anbrach, zu dem Klosterverwalter und erbat sich ein Reitpferd, unter dem Vorgeben, daß er einen Freund auf dem Lande besuchen wolle. Es ward ihm eine Stute gesattelt. Er schwang sich darauf, ritt vor einen Schwertfegerladen und kaufte einen scharf-

geschliffenen Säbel, um sich damit gegen jeden, der ihn festhalten wollte, auf's Aeußerste zu wehren.

Wie froh war er, als Madrid hinter ihm lag! Er verließ, sobald man ihn von dort nicht mehr sehen konnte, die Landstraße, und jagte einige Stunden lang auf Kreuz- und Querwegen blind umher. Indem er nun so am Saume eines Waldes hintrabte, hört' er das Wiehern eines Pferdes. Scheu sah er sich um, und erblickte einen geharnischten Reiter, der aus dem Gehölz hervor in gestrecktem Galopp auf ihn zukam. „Himmel! ein Häſcher von der heiligen Hermandad!“ ächzte der Flüchtling leise und spornete heftig sein Thier, um dem Lanzenreiter zu entfliehen. Doch im Hui war ihm dieser auf dem Nacken. Der Hengst eilte wie geflügelt der Stute nach. Schon berührte die Spitze der Lanze die Mönchskutte, da zog Sylvester den Säbel, warf sein Roß herum, und mit Riesenkraft der Verzweiflung führte er auf die einzige verwundbare Blöße, die er am Halse des Gegners zwischen Helm und Harnisch entdeckte, einen so gewaltigen Streich, daß der Kopf vom Rumpfe flog.

Sieg und neue Flucht waren Eins. Aber noch immer donnerten ihm Hufschläge nach. Er schielte zurück; der Ohnekopf war dicht hinter ihm. Mit Grausen stieß er seinem Gaul beide Fersen in die Flanken und sprengte auf das Thor eines vor ihm liegenden Städtchens zu. Er wollte lieber in Menschenhände fallen, als sich dem Satan ergeben; denn dafür hielt er nun seinen Verfolger. Die Schildwache am Thore warf vor Schrecken ihre Hellebarde weg und entlief. Er stürmte hinein in die Stadt und ritt alles nieder, was ihm in den Weg

kam. Der kopflose Unhold hegte ihn aus einer Straße in die andere. Wie versteinert sahen die Einwohner dem gräßlichen Schauspiel zu. Endlich stürzte Solvesters entathmetes Kopf unter ihm. Er raffte sich geschwind wieder auf und lief schreiend: „Ich bin ein Mörder!“ zu einem nahen Wachhause, wo man ihn gefangen nahm.

Isidors Kopf, den ein Reisender auf dem Kampfplatze gefunden hatte, ward kurz nachher in die Stadt gebracht, und der gefangene Mönch noch an demselben Tage dem peinlichen Gerichte zu Madrid überliefert. Sein Einzug in Begleitung des Todten, den man unverrückt auf seinem Hengste sitzen ließ, verursachte einen ungeheuern Zusammenlauf. Der Herzog erfuhr sofort den wunderbaren Vorfall. Er übersah schnell, daß nun sein Meuchelmord nicht unentdeckt bleiben konnte; daher warf er sich ohne Verzug dem Könige zu Füßen, gestand sein Verbrechen, und bat, mit Anführung aller mildernden Umstände, um Begnadigung. Der Monarch ertheilte sie seinem Liebling, und verwies ihn bloß einige Monate lang als Gefangenen auf eine Festung. *

* Es läßt sich wegen mangelnder Nachrichten nicht ausmitteln, welcher König von Spanien dieses gelinde Urtheil sprach. Nur so viel ist gewiß, daß es nicht Philipp der Dritte war. Unter dessen Regierung wäre der Mörder eines Mönchs nicht so straflos geblieben. Das hätte die heilige Inquisition nicht geduldet; denn Philipp war selbst in einem so hohen Grade ihr Sklav, daß der Oberkehricht ihm eine Thräne des Mitleids, die er einst bei einem Auto da Fé vergossen hatte, zum Verbrechen machen und sein eigenes Blut dafür fordern durfte. Der König mußte sich eine Ader öffnen lassen, und sein Blut — ward verbrannt.

Roderigo's Geständniß setzte Sylvestern in Freiheit. Aber die ausgestandene Hölleangst, die innerhalb zwölf Stunden sein schwarzes Haar grau färbte, hatte seine Gesundheit so zerrüttet, daß er nach wenigen Tagen starb. Niemand beklagte ihn, weil er als ein Opfer der eigenen Bosheit fiel und sein schneller Tod eine Strafhandlung der gerechten Nemesis war.